

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 36 (1960-1961)
Heft: 4

Artikel: Despotisches Afrika : Tagebuchauszüge eines Basler Missionars
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074190>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Despotisches AFRIKA

Tagebuchauszüge eines Basler Missionars

DIE nachstehenden Tagebuchauszüge stammen von dem Missionar Fritz Ramseyer (1840 bis 1915) und – teilweise – seinem Kollegen Kühne. Obschon sie vor bald 90 Jahren geschrieben wurden, besitzen sie gegenwärtig wieder eine erhöhte Aktualität. Das ausgedehnte Reich der Ashanti, wo der Negerkönig Karikari über viele Unterkönige und über 20 tributpflichtige Völker herrschte, gehört zum heutigen Staat Ghana. Beim Lesen dieser Erinnerungen wird uns bewußt, wie schwierig es sein muß, in einem Land einen demokratischen Rechtsstaat aufzubauen, wo noch zur Zeit der Großväter oder Urgroßväter der heutigen Bewohner eine unvorstellbare Despotie herrschte.

Ramseyer kam als 24jähriger im Auftrag der Basler Mission im Jahre 1864 an der Goldküste an. Er war in Amun tätig, einem Ort, der außerhalb des englischen Schutzgebietes lag.

1869 zerstörten die kriegerischen Ashanti die

Mission und führten Ramseyer, seine Frau und deren einjähriges Knäblein in Gefangenschaft. Acht Monate dauerte der mühsame Marsch nach Kumasi. Dort wurde das Ehepaar – das Knäblein war inzwischen gestorben – vier Jahre lang als Geiseln gefangen gehalten. Dieser unfreiwillige Aufenthalt ermöglichte den Gefangenen, Einblick in eine Kultur zu nehmen, die einzigartig war.

Der Hof Kofi Karikaris entsprach der Vorstellung eines orientalischen Märchens. Unvorstellbar war der Prunk, der hier herrschte, unvorstellbar aber auch die Grausamkeit. Es ist erwiesen, daß zur Regierungszeit des «Herrn der Erde» im Durchschnitt täglich in der Stadt Kumasi allein zehn Personen getötet wurden. Dabei war der Herrscher der Ashanti durchaus kein Unmensch. Die ständige Vernichtung von Menschenleben erfolgte nicht hauptsächlich deshalb, um seine Autorität zu festigen, son-

dern aus Glaubensgründen. Für die Ashanti stand fest, daß der Mensch nach dem Tode in der Unterwelt fortlebt, und zwar in der gleichen sozialen Stellung, die er vorher hatte: der König bleibt König, der Sklave Sklave. Aus diesem Grund gab man den Vornehmen nicht nur Kleider, Sandalen, Gold und Seifen ins Grab, sondern man sandte ihnen auch Sklaven und Frauen, die teils am Todestag, teils bei den jährlichen Totenfeiern geopfert wurden, nach. Damit kein Mangel an solchen Opfern entstand, legte man die dazu Bestimmten schon vor dem Verscheiden des Kranken in Ketten.

Außerdem gab es eine unübersehbare Reihe von Fällen, wo ein Menschenopfer dazu dienen mußte, Unheil abzuwenden oder Segen auf das Land zu bringen. Menschenopfer waren nötig als Boten an die Verstorbenen. Wenn die Trommel oder das Blashorn des Königs mit Schmutz, Rost oder Schimmel verunreinigt wurden, so wurden Menschen gefangen, um ihr Blut an die beschmutzten Stellen zu schmieren. Menschenopfer waren das Mittel, zu dem man in jeder Ratlosigkeit griff.

Ramseyer schilderte diese despotische Herrschaft mit großer Objektivität. Beim Lesen der Erinnerungen wird einem klar, daß jene doch nicht recht haben, welche bedauern, daß später die Europäer die Selbständigkeit dieser Tyrannen einschränkten, und daß das Christentum, insofern es die Eingeborenen von ihrer Dämonenangst befreite, tatsächlich Licht in die Finsternis brachte und nicht einfach, wie man oft hört, eine großartige alte Kultur zerstörte.

4. Mai 1870

HEUTE morgen kündigte man uns an, wir würden nachmittags dem Großkönig vorgestellt werden. Aber unsere Spannung war unnötig; am Abend hieß es, seiner Majestät sei ein Paar Goldsandalen gestohlen worden, was ihn so aufgeregt habe, daß die Feierlichkeit verschoben werden müsse.

Unerwarteterweise wurden wir dann drei Tage später von einem Kämmerer aufgefordert, ihn sogleich zum «mächtigen Könige» zu begleiten. Da Frau Ramseyer sich sehr unwohl fühlte und keine Einrede aufkommen durfte, ließ er sie in seinem eigenen Tragstuhl hinbe-

fördern, während wir ziemlich weit zu gehen hatten, um die angewiesene, gar nicht weit entfernte Stätte zu erreichen. Man liebt es nämlich hier, neue Leute auf Umwegen zu führen.

Schwertträger liefen geschäftig hin und her in der breiten Allee von Palmbäumen, wo wir zu warten hatten, während Hörner schmetterten und Trommeln wirbelten. Es war ein Rennen und Laufen, wie wir's noch nicht gesehen hatten. Mohammedaner stolzierten in ihren langen Talaren heran, um uns prüfend zu beschauen; dann mußten wir eiligst auf den schönen Platz vor der königlichen Villa vortreten.

Hier saß in der Mitte eines glänzenden Halbkreises, welchen prächtige hohe Palmbäume spärlich beschatteten, auf einer mäßigen Erhöhung die Majestät von Ashante, gefächelt von Pagen, umgeben von Linguisten, Großen und Häuptlingen, alle glitzernd vom mannigfaltigsten Goldschmuck. Weiter wimmelten wohl 3000 Menschen auf dem geräumigen Platze durcheinander.

Wir hatten uns etwa fünfzig Schritte vor den bunten Schirmen zu setzen, von deren Spitzen geschnitzte und vergoldete Pelikane, Affen, Elephanten und Menschenköpfe herüber schimmerten. Jeder Häuptling saß unter seinem mächtigen Sonnenschirm, umgeben von seinem Gefolge, das mit Schwertern, Trommeln und Hörnern ausgerüstet da saß, sowie vor dem König ein weit hinausragendes Dreieck von Dienern hockte.

Ein neuer Schwertträger kam gelaufen, dem eine wunderbare Figur nachfolgte, der in des Königs Vollrüstung gekleidete Träger des Staatsschwertes, das in einer Scheide von Leopardenfell steckte. Sämtliche Waffenstücke des Königs umhingen ihn, seine Patronentasche, sein Messer, sein Schmuck an Hals, Armen und Füßen, die Mütze mit fächerartigem Busch von Adlerfedern – alles strotzte von Gold.

Da er uns vor seinen hohen Herrn führen sollte, machten wir uns auf, eine Prozession zu bilden: erst einige unserer Leute, dann meine Frau und ich, gefolgt von Soldaten. Wir schritten grüßend dem Halbkreis entlang bis zur Mitte, wo wir den König auf der Plattform mit Abnahme der Hüte – auch des Frauenhutes – und einer Verbeugung ehrten; erwidert wurde sie durch ein freundliches Kopfnicken.

NACHDEM wir den Rest unseres förmlichen Umzugs beendet hatten, setzten wir uns wieder, um unsererseits den Gruß der hohen Ver-

sammlung zu empfangen. Alle standen auf, die Hörner schmetterten und das Jubelgeschrei übertönte noch die Trommeln. Mit gemessenem Schritt nahten uns die einzelnen Herren, erst die kleineren, dann die höheren unter ihren Zeltschirmen, umgeben von ihren Trabanten, und jeder grüßte mit erhobener Hand. Vor den ersten Häuptlingen gingen Knaben mit Elephantenschwänzen, Trommeln aus Baumblöcken geschnitzt oder aus Kalebassen gefertigt, und Blashörner, mit Menschenkinnladen geschmückt. Nur sehr wenige hatten hohle Elephantenzähne, deren Ton jene an Stärke und Helle weit übertrifft. Alle Musikanten aber wetteiferten gerade beim Vorüberziehen, ihre schrillsten und erschütterndsten Töne hervorzulocken.

Der Häuptling selbst prangte in Seide oder buntgesticktem Landeszeug. Er trug seinen schönsten Schmuck und vor allem seine massive runde Goldplatte auf der Brust. Vor ihm wurde sein geschnitzter Lehnstuhl sehr sorgfältig auf dem Kopfe getragen; dann folgten die Träger seiner Waffenrüstung und seine größere oder kleinere Kompanie Soldaten.

Nachdem eine Menge dieser Häuptlinge verschiedenen Rangs passiert war, kam das Hofpersonal heran. Zuerst defilierten gegen achtzig Herolde, mit der Kappe aus Affenhaut, auf welcher eine Goldplatte angebracht war, jeder seinen runden Schemel in der Hand. Dann folgten die Zwerge und Possenreißer in roten Flanellhemden, mit den Eunuchen des Harems. Sechzig Knaben trugen jeder einen Schutzgott, oft formlose Gegenstände, in Leopardenfell oder Flanell eingenäht, mit teurem Geld erkaufte Koransprüche und dergleichen.

Auf diesen Zug folgten etwa fünf geschmackvoll geschnittene Königsstühle, voll von Goldschmuck, aber alle schwarz, weil bestrichen mit dem Blute vieler Menschenopfer; an den Seiten hingen silberne und goldene Glöckchen.

Dann kam unter einem gewaltigen Seidenschirm der eigentliche Thronsessel, ganz mit Gold bedeckt; hinter ihm folgten lange goldene Pfeifen Seiner Majestät, wunderliche Gefäße und Schmuckwaren.

Schon länger hatten wir durch alles Blasen und Trommeln hindurch eine besonders schrille Musik gehört. Diese zeigte sich jetzt in Gestalt

der Kete Bande. Während ein Dutzend Tambouren die rot- und schwarzkarrierten Trommeln schlugen, einige auch Flöten bliesen, schwangen dreißig wilde Burschen halb mit Steinchen gefüllte Kalebassen, was einen unbeschreiblichen Ton hervorbrachte.

Schon nahten größere Schirme und Fächer. Ihnen voran aber eilte, wie tanzlustig, ein unbändiges Corps von etwa hundert Dumfo oder Scharfrichtern, zehnjährigen Knaben, Männern und weißhaarigen Greisen, alle mit der Leopardenmütze und zwei am Halse hängenden Messern. Die düstere Todestrommel, deren drei Schläge sich von Zeit zu Zeit hören ließen, schloß den Zug.

JETZT wurde die Musik lauter und wilder, die Elfenbeinhörner klangen immer mächtiger und schriller, das Geschrei und Gebrüll überstieg jede Vorstellung. Geführt von einigen Würdeträgern unter einem prächtigen Zeltschirm, von schwarzem Samt und goldgerändert, der stets gedreht und auf- und abgeschwungen wurde, schritt der König majestätisch einher. Wie kleine Teufel umtanzten ihn Knaben mit Säbeln, Fächern und Elephantenschwänzen, und schrien aus voller Lunge: «Er kommt, er kommt; der Mächtige naht; der Herr der Erde schreitet daher», bis er sie ein wenig entfernte, um uns beschauen zu können. Goldsandalen schmückten seine Füße, eine reich verzierte Kronmütze den Kopf; das Kleid war von gelbem Seidedamast, während Hände, Arme und Füße von Spangen strotzten. Ein halbdutzend Pagen hielten ihn an den Armen, Rücken, Beinen wie ein kleines Kind, seine Schritte zu leiten; sie riefen beständig: «Löwe, schaue vor dich! Gib acht, hier ist der Boden nicht eben usw.»

Karikari ist wirklich ein Mann, der einem imponieren kann, zwar noch jung, und nur von mittlerer Statur, aber wohlgebaut; das Gesicht, obwohl etwas pockennarbig, trägt den Stempel des mächtigen, doch wohlwollenden Monarchen, und seine ganze Erscheinung gibt den Eindruck einer Seele, die großer Taten fähig ist. Von Grausamkeit war nichts zu entdecken, die Sorge um meine Frau wuch in diesem Augenblick. Er blieb einige Sekunden vor uns stehen, und seine Augen blitzten freundlich, auch etwas erstaunt, herüber; wir waren wohl die ersten Weißen, die er gesehen hat. Da standen wir vor ihm in buntgeflickten, vielfach zerrissenen Kleidern, die bei uns kein Bettler an-

Foto: Werner Lüchinger
«Beim Trödler»

rühren würde. Die Schuhe, noch im letzten Augenblick von unsern Leuten zusammengeheftet, ließen doch die Zehe sehen und hielten nur notdürftig, weil mit Stricken festgebunden. Jetzt erhob er mit leichtem Lächeln seine Hand und wallte majestätisch weiter. Es währte noch lange, bis der Zug hinter ihm zu Ende war.

Plötzlich wurde uns bedeutet aufzustehen und der «nena» zu danken. Das war die Mutter des Königs, die uns kürzlich beschenkt hatte. Sie ist neben dem König die einflußreichste Person am Hofe, maßgebendes Mitglied des «Ashanti-Stachelschweins». Dieser geheime Rat, welcher neben dem König und seiner Mutter aus den ersten Reichsfürsten und etlichen Großen des Landes besteht, ist Inhaber der praktisch unbeschränkten Regierungsgewalt. Das Volk hat nur zu gehorchen, und damit es das nie vergesse, besitzt der König die Exekutivgewalt über jedes Einzelleben.

Hofdamen hielten über der Königin zwei sehr große, mit bunter Seide überzogene Fächer (denn ein Schirm steht ihr nicht zu); sie trug ein kostbares Kleid und über der Schulter eine seidene Schärpe. Die rüstige, energische Greisin erwiderte unsern Gruß mit freundlichem Lächeln.

Mit Offizieren und Beamten schloß dieser Zug, nachdem die Feierlichkeit 1½ Stunden gewährt hatte.

29. Juni 1870

DA wir uns meist vormittags am nahen Bache wuschen, nahm unsere Gesundheit merklich zu, während die Kleider, namentlich Hemden, immer rascher zerfielen.

Wenn der König ins Dorf kam, setzte er sich in der Regel auf jene Bank von Palmzweigen, über der ein Grasdach angebracht war; seine Begleiter trugen ihm jedesmal seinen Fetisch in einer Messingschüssel nach, damit dieser die bösen Geister fern halte. Dann wurden wir gerufen, hatten aber in der Regel nur wenige Fragen zu beantworten; meistens beschränkte er sich darauf, gegen seine Begleiter über den einen oder anderen von uns Bemerkungen zu machen.

Dezember 1870

VON des Königs Tagesordnung und ganzem Treiben hören wir nun mancherlei. Er begnügt sich wie die Mehrzahl der Neger täglich mit

zwei Mahlzeiten. Von den meisten Gerichten kostet er nur wenig; neben Hühner- und Schaffleisch liebt er besonders Schweinefleisch.

Zum Mahle setzt er sich an den schöngearbeiteten Tisch im Hofe des Palastes, aber er allein, obwohl die Häuptlinge zugegen sein müssen. Am andern Ende des Tisches steht der Oberkoch (der auf seinem großen Schirm einen vergoldeten Löffel als Zeichen seiner Würde trägt) und wendet und dreht ohne Aufhören mit langer Gabel oder einem Löffel die Gerichte, während der König davon ißt; ein anderer Diener preist zugleich mit lauter Stimme alle Tugenden des Königs. Ist dieser in guter Laune, so wirft er ein Huhn oder ein Stück Fleisch unter die Höflinge, um sich an ihrem Losstürzen und Überpurzeln zu ergötzen.

An jedem Tag, außer Freitag, hält der König Gericht. Jedermann hat offenen Zutritt. Wer eines Verbrechens beschuldigt ist, wird in Eisen gelegt bis zum Verhör. Findet man keine Zeugen oder genügt ihr Zeugnis nicht, so schwört erst der Kläger. Beschwört dann auch der Beklagte seine Unschuld, so muß er ein Stück Adum-Rinde kauen und einen Topf Wasser darauf trinken. Kann er diesen ohne Anstand leeren, so ist er schuldig und muß sterben. Erbricht er sich, so geht er frei aus und der Ankläger stirbt. Ein Mörder aber wird erst nach grausamer Folter hingerichtet.

Hier noch einige der gültigen Gesetze, deren Bruch gelegentlich mit Todesstrafe gesühnt wird.

1. Man darf durchaus keinen Tropfen Palmöl auf die Straße fallen lassen. (Daher die Leute ungern Öl in die Hauptstadt tragen.)
2. Ebenso kein Ei auf der Straße zerbrechen lassen.
3. Aus keiner europäischen Pfeife auf der Straße rauchen.
4. Keine solche Pfeifen auf einer Last tragen.
5. Keine Last in die Stadt bringen, wenn sie in grüne Palmzweige gepackt ist.
6. In Kumasi nie mit dem bloßen Munde pfeifen.
7. Sich verstecken, sobald die Eunuchen des Königs rufen.
8. Am Donnerstag darf auf keiner Pflanzung gearbeitet werden.
9. In Kumasi darf überhaupt nichts gepflanzt werden.
10. Keine Kokoasandalen (wohlfeilster Art) dürfen im Palaste getragen werden usw.

5. Februar 1871

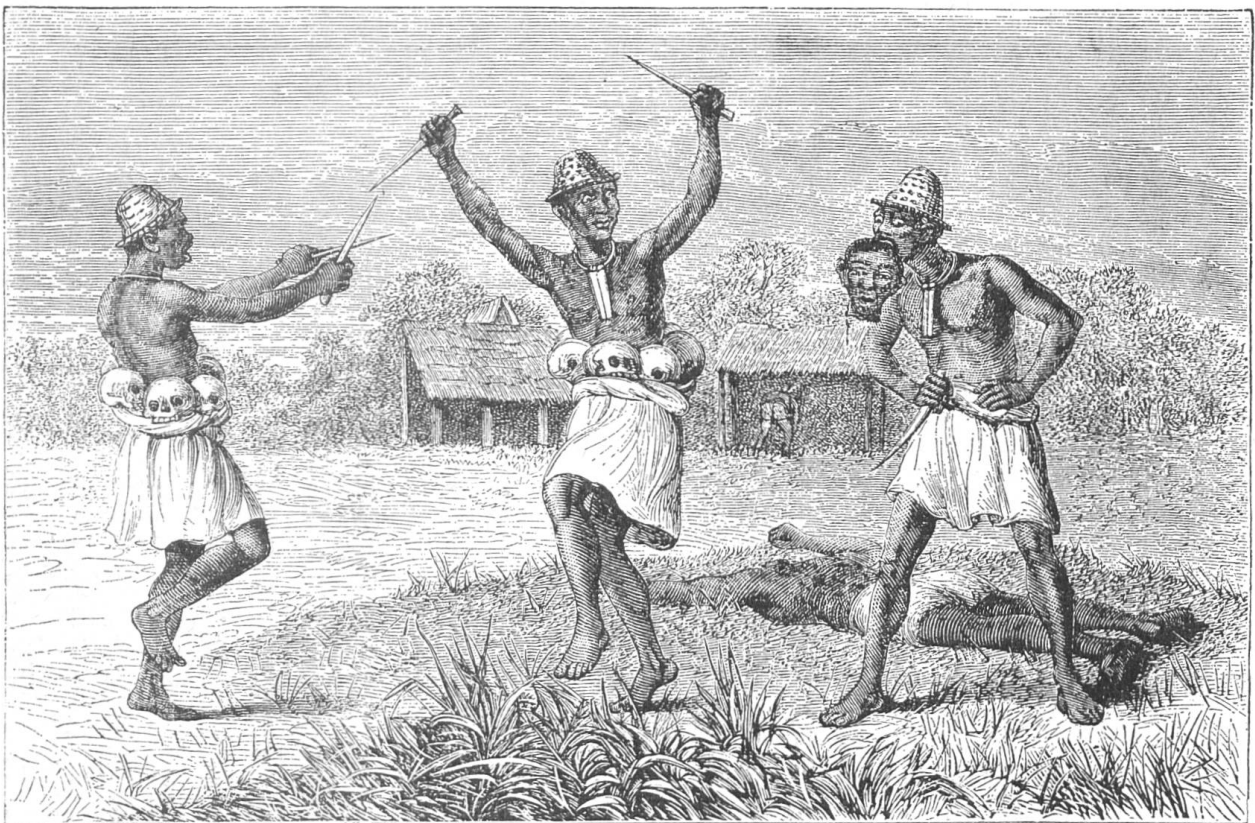
GERADE jetzt nahte einer der grauenvollen Tage des Ashantivolkes, die Bantama Todesfeier. Am frühen Morgen begab sich der König in aller Stille nach Bantama, in das Haus der toten Könige. Es ist ein langes Gebäude, in das man durch eine ebensolange Galerie tritt. Innen teilt es sich in kleine Zellen, deren Türen mit einem seidenen Vorhang verhängt sind. Darin werden die verstorbenen Könige, das heißt ihre mit Golddraht zusammengefügte Skelette, in reich geschmückten Särgen aufbewahrt; jeder umgeben von allem, woran er im Leben Freude hatte.

Am Tage der Feier wird jedes Skelett auf den Stuhl seiner Zelle gesetzt, damit ihm der König die ihm besonders bereite Speise vorsezt. Nach dem Essen spielt die Musik jedem der toten Monarchen seine Lieblingsmelodie; dann werden einige Menschen, die man in der Hauptstadt dafür bestimmt, mit einem durch

die Wangen gestochenen Messer stumm gemacht und hergeschleppt hat, als Opfer geschlachtet. Mit ihrem Blut wäscht darauf der König das Skelett; ist er mit dem einen fertig, so geht er in die nächste Zelle zur gleichen Arbeit, bringt das Essen, gibt das Kriegslied an und befiehlt die Schlachtung der Opfer. Erst am Abend ist sein Geschäft getan. So hörten wir denn den ganzen Tag die Zeichen der Hörner und Trommeln; etwa dreißig Menschen sollen gefallen sein.

Nachdem der König um sechs Uhr zurückgekehrt war, sagten uns das Todeshorn und die Todestrommel, daß aufs neue Menschenblut vergossen werde, und die Klänge drangen immer wieder durch die Nacht zu uns bis gegen ein Uhr. Zwei Stöße ins Horn bedeuten: «der Tod, der Tod!», drei Trommelschläge «schneid ihn ab»; worauf ein Schlag der andern Trommel anzeigt: «der Kopf ist gefallen.»

Wie schwach fühlen wir uns dieser Macht der Finsternis gegenüber! Wir können nur



Tanz der Scharfrichter anlässlich des Jamsfestes. «Sie tanzten, blutrot bemalt, ihre Kränze aus Kinnladen und Gürtel aus Menschenschädeln schüttelnd, indem sie mit den Messern nach allen Seiten hin fuchtelten und die Pantomime des Massakrierens und Kopfabsehneidens aufführten. Manche hatten auch einen Schädel im Mund.»

seufzen, daß unsere Gefangenschaft auch irgendwie den Weg bereitet für eine neue, bessere Zeit.

8. April 1871

HEUTE, dem großen Sabbath, lernten wir von einem neuen Greuel. Der König ging nämlich in der Frühe nach Bantama, um das Dach des Leichenhauses, welches in den letzten Stürmen gelitten hatte, zu reparieren. Nun fordert aber die kleinste Ausbesserung an diesem Gebäude Menschenblut, um den Zorn der verstorbenen Herrscher zu besänftigen. Also wurden heute drei arme Burschen mitgeschleppt, ein Messer durch die Wangen, die Hände auf den Rücken gebunden. Davon redet man hier als von etwas ganz Gewöhnlichem.

Freilich sind es meist Missetäter, welche geopfert werden, aber wie leicht ist oft ihre Schuld! Jeder, der den Königsschwur ausspricht, kann in Eisen gelegt werden, und doch hört man ihn häufig. Ein Sklave schimpft seinen Meister, braucht grobe Worte gegen ein Glied der königlichen Familie, und dafür wird er in den Block geschlagen.

Wie mancher Donko Neger wird von Heimweh gepeinigt oder sucht einem bösen Meister, den er gereizt sieht, durch die Flucht zu entgehen; ergreift man ihn, so wird er gefesselt.

Somit liegen immer viele in Eisen bei den verschiedenen Häuptlingen und besonders bei den Brafo (Scharfrichtern). Solche Gebundene dürfen sich nicht mehr viel Hoffnung machen; die aber, welche – ihrer zehn bis zwölf – an eine lange Kette geschmiedet sind, müssen sich schon als geopfert ansehen. Doch kann der König irgendwelche begnadigen; er hat es schon solchen getan, die bereits das Messer durch die Wangen hatten. Ändert er das Urteil, so werden Geldstrafen auferlegt, oder Ohren, Nase, Lippen abgeschnitten; täglich begegnet man Leuten, welchen alle diese drei Glieder fehlen.

Weiber werden viel seltener hingerichtet als Männer, dafür trifft sie meist eine solche Verstümmelung; davon wird dann nie geredet; viele derselben haben Gatten und Kinder trotz ihrer Mißgestaltung. Den Lippenlosen wächst oft durch wildes Fleisch der Mund so zusammen, daß sie kaum mehr essen können; dann müssen sie den König um Öffnung des Mundes bitten, worauf ein Scharfrichter die Operation mit einem Schnitt seines Messers vollzieht.

Um das Köpfen zu lernen, gibt mancher junge Krieger dem Scharfrichter etwas Gold-

staub; dann darf er seine Hand am nächsten Schlachtopfer versuchen. Ach, wie sehr ist dieses Land der Hilfe bedürftig!

Juli 1871

AUF den 3. Juli fiel der große Freudentag, da die Siegestrophäen vom Kriegsschauplatz eintrafen, die Kinnladen. Die Gefangenen tragen diese an Stecken gehängten Feindesreste, auch zwei Köpfe von Häuptlingen in metallenen Schüsseln.

Einer der Träger war an Brust und Hals mit roter und weißer Erde bestrichen, zum Zeichen, daß er bestimmt sei, das Fest durch seine Opferung abzuschließen. Es folgten mehr als 2000 Gefangene, meist Weiber und Kinder, begleitet von Soldaten, die alle das Haar in kleine Zöpfe gerollt tragen, zwei Zeichen, daß sie vom Siegen kommen.

Zu einem anderen Feste (18. Juli) ließ uns der König durch seinen Schwertträger holen. Nachdem wir in die Nähe seines Sitzplatzes gekommen, wurden wohl 1000 arme Gefangene vorbeigeführt, lauter Jammergestalten, die meisten bloß mit einem Lumpen um die Lenden.

Zwei Häuptlinge trug man unter rotem und blauem Schirm auf den Schultern einher. Es sind dies Leute, die sich selbst dem König unterworfen haben. Man hatte sie erst als Verbündete angenommen, bis sie eines Tages auf die Straße gerufen wurden, «um sie zu zählen». Auf einmal sahen sie sich von Ashantis umringt, welche sie banden und hierher schlepten.

Andere waren unter dem Vorwand eines Fetischmahles gefangen worden. Man lud die Bewohner einer freien Stadt zu solchem ein und unter dem Vorwand, ihr großer Fetisch sei ein Bruder des großen Fetisch von Kumasi; ißt man nun in Gegenwart des Fetisches zusammen, so ist der Bund unverbrüchlich. Aber die Sorglosen wurden vor dem Mahle umringt, konnten fliehen oder wurden erschlagen; Weiber und Kinder aber trieb man wie eine Herde Vieh nach Kumasi.

November 1871

BEIM Sonntags-Gottesdienst merke ich immer mehr, wie weit ich noch in der Sprache zurück bin. Aber nur den Mut nicht verlieren! Von der Stadt kommen gegen 50 Leute, um zuzuhören. Wenn ich aber daran denke, daß die

Weslyaner schon vor 28 Jahren hier auf den Gassen gepredigt haben, ohne Frucht zu erzielen, muß ich mich doch gegen den lähmenden Gedanken wehren, daß alles umsonst sei. Und doch freue ich mich, daß die Leute wenigstens aufmerksam zuhören. Mittlerweile gehen die Menschenopfer fort, als ob es nicht anders sein könne.

Eine neue Feierlichkeit war für uns, daß, wie nach jedem Feldzug, dem Marktfetisch ein Gefangener geschenkt wurde. (9. Okt.) Dieser Fetisch besteht in einem großen Messingbekken mitten auf dem Marktplatz, in welches nach jedem Feldzug ein Stein geworfen wird, so daß man an dem Inhalt des Gefäßes abzählen kann, wie vielmal Ashante gekriegt hat. Heute also wurde ein Knabe aus Krepe am ganzen Leibe weiß beschmiert, an das Becken geführt und ein Stein in dasselbe geworfen, während ein Redner dem Fetisch kund tat, daß zu Dank für den erwiesenen Schutz während des letzten Feldzuges ihm hiemit ein Sklave – nicht geopfert, nein – geschenkt werde. Hinfort gehört der Knabe dem Marktfetisch an, das heißt er darf täglich seine Jams, Korn, Fleisch usw. unentgeltlich vom Markte holen.

Dann sah ich (13. November) auf dem Marktplatz ein armes verhungertes Weib liegen, das scheinbar kaum noch Stunden zu leben hatte, ein Jammerbild, wie ich noch keines erblickt hatte. Ich schickte zwei unserer Knaben, sie herzubringen, was viel Mühe kostete. Aber es gelang, sie in etlichen Tagen soweit herzustellen, daß sie am Stock gehen konnte. Sie war krank und wurde von der Meisterin mit dem Worte fortgeschickt: «Geh in den Busch und stirb!»

Ein Muselman, der ihre Sprache spricht, sagte uns, sie sei eine Fula; das erklärt, warum sie nicht geschlachtet wurde, denn Fulas oder überhaupt Mohammedaner werden von den Ashanteern selten getötet. Dankbar für unsere Freundlichkeit, starb sie doch nach zwei Wochen.

Später (am 17. November) flüchtete sich ein Weib in Eisen zu uns und flehte uns an, für sie zu bitten. Wir verwendeten uns für sie bei Bosommuru, worauf sie endlich freigelassen wurde.

ATEMLOS stürzte eines Morgens ein Mann in Kühnes Zimmer, und suchte sich unter seinem

Bett zu verbergen. Er war zu erschüttert, um die ersten Fragen beantworten zu können. Nachdem wir uns versammelt, erzählte er, wie er vor 40 Tagen des Königs Eidschwur gesprochen habe, schuldig befunden und in den Block gelegt worden sei. Heute gelang es ihm, die abgemagerte Hand aus dem Block zu ziehen. Nun bat er uns fußfällig um Fürsprache beim Könige. Da den früheren Missionaren das Vorrecht gewährt worden war, das Leben solcher zu erbitten, die sich in den Missionshof flüchten, sobald sie einen gewissen Stein passiert haben, baten wir frischweg Bosommuru, der König möge doch auch diesen Mann begnadigen.

Am Abend ließ uns der König sagen: wir sollen den Menschen nicht ausgehen lassen bis auf weiteren Bescheid. Vielleicht wird es ihm schwer, eine Begnadigung alsbald auszusprechen, da auf den nächsten Samstag viele Opfer gefunden werden müssen. Der Fürst will nämlich dann nach Kokofu gehen, zur Trauerfeier der Schwester des dortigen Häuptlings, die großartig ausfallen soll; und so geheim dieser Plan gehalten wird, muß doch dieser Arme davon gehört haben.

Übrigens ein eigener Mensch! Wie er so den ganzen Tag im Hof liegt, fordern wir ihn auf, auch etwas zu tun, nicht weil wir seiner Hilfe bedürften, sondern weil es sich nicht schicke zu faulenzen; er könne zum Beispiel beim Fufu-Stampfen helfen.

Das wollte er nicht: «Ich bin ein Ashanti, ein Königssklave, ich habe das noch nie getan.» Dann wollte ihm meine Frau Seife geben, sein Kleid zu waschen, auch dies lehnte er als unpassend ab. In unsere Andacht wollte er nicht kommen; halbgezwungen saß er ein paarmal dabei, aber am 27. entfloh er zu Palms Hausherrn, dem er sagte, er verstehe es nicht, wenn wir Gott anrufen, und könne nicht bei uns bleiben.

Wir ließen den König nochmals um Gnade für ihn bitten, worauf er ihm erlaubte, zu den Seinigen zurückzukehren. Der Fluch der Sklaverei bringt es mit sich, daß sich die Freien hier der Arbeit schämen und also namentlich den Feldbau den Sklaven überlassen, während sie lieber Handel treiben nach der Küste oder mit den Stämmen im Innern. Man trifft auf eine schöne Anzahl friedlicher und gutmütiger Männer, aber weitaus die meisten sind bei guten Gaben und vielem Verstand überaus trüg und gewaltige Großsprecher.

März 1872

EIN Vorfall auf dem Marktplatze erregte unsere herzliche Teilnahme. Zu Hunderten fliegen die Raubvögel über Kumasi hin, alle unangetastet und als heilig verehrt; die Falken werden sogar zur königlichen Familie gerechnet! Weißhalsige Krähen, Geier, Falken usw., alle legen eine ungemeine Dreistigkeit an den Tag, ob sie nun auf Leichnamen sitzen oder sich auf Fleischstücke, Fische und was man sonst hereträgt niederlassen.

Einem Weibe, das mit einem Korbe auf dem Kopf zu Markte ging, begegnete es nun, daß eine Falke sich darauf stürzte und mit seinen Krallen im Geflecht so feststak, daß er sich nicht mehr losmachen konnte. Das war gar zu lockend für einige Umstehende, denn was läßt sich nicht alles mit Geier- und Falkenfedern machen für Amulette und dergleichen Zwecke; daher rannten sie auf den Vogel zu und rissen ihm die größeren Federn aus, verschwanden aber sogleich mit dem Raube. Indessen hatte der Falke seine Krallen losgebracht, allein er konnte nicht mehr fliegen. Allgemeiner Jammer! Das Weib wurde sogleich abgeführt und in Eisen gelegt; am nächsten Fest in Bantama dürfte sie wohl unter den Opfern figurieren.

Juni 1872

HEUTE, den 12. Juni, sind es drei Jahre, daß wir gefangen wurden. Hätten wir damals geglaubt, wenn uns jemand gesagt hätte, wir

würden diese drei langen Jahre aushalten? Und wann sollen wir frei werden, in drei Monaten? in drei Jahren? Der Herr weiß es. Ihm wollen wir vertrauen und nicht den Menschen. Er schenke uns Geduld und ein Herz voll aufopfernder Liebe zu den armen Ashanti, daß wir nur Eines suchen, Ihn zu verherrlichen!

Je finsterer die Aussichten werden, desto mehr bewegt mich der Gedanke, für die Ashanti-jugend etwas zu tun. Wie stehts denn mit der Kinderwelt hier? Schon vor der Geburt bringen die Eltern dem Fetischpriester ein Schaf oder ein Huhn dar, damit er den Schutz der Götter auf ihr Kleines herabflehe. Ist es nun glücklich geboren, das heißt ohne einen Auswuchs am kleinen Finger, der als sechster Finger betrachtet, es dem Tode weihen würde – so kommen die Freunde und bringen ihm kleine Geschenke, etwas Seife, ein Stück Zeug, ein Halsband von Glasperlen oder ein Goldklümplein zum Umhängen; die Eltern aber umbinden es über dem Knie mit einer Schnur, an welcher allerhand Amulette angebracht sind.

Nach etlichen Wochen wird ihm der Hinterkopf mit einer Glasscherbe rasiert, und die Mutter hat es sich auf den Rücken geschnallt, damit sie ihrer Arbeit ungehindert nachgehen kann. Sie darf sich nie von ihm trennen, am wenigsten wenn sie Sklavin ist, sonst wird es leicht von des Königs Leuten aufgegriffen und den bösen Geistern geopfert, sei es durch Erdrösselung oder indem man es lebendig in den Boden pfählt. Letzteres widerfährt namentlich den Kindern von Kriegsgefangenen.

Wie die Wohngemeinde zur Heimat wird

Vorbildliche kulturpolitische Massnahmen, wie sie einzelne Gemeinden am Zürichsee durchführten

(Aus dem Jahrbuch vom Zürichsee 1958/59)

Wie man eine moderne Gemeinde-Bibliothek schafft (Zumikon)

Die am 6. Juni 1959 eröffnete Gemeindebibliothek ist ein Werk der Schule. Hier wurde von Anfang an die Stärkung des dörflichen Zusammenhalts beabsichtigt. Eine dreizehnköpfige Kommission hat – unter Mitwirkung ebenso vieler Freiwilliger – in etwa 1400 Fronarbeits-

stunden eine moderne Freihandbibliothek geschaffen, die bei ihrer Eröffnung sogar in Presse und Radio Widerhall fand, weil sie offenbar als Muster einer neuzeitlichen Dorfbibliothek betrachtet wird.

Erfreulich fiel auch die Reaktion der Bevölkerung aus, waren doch schon nach wenigen Wochen 200 erwachsene Leser aus allen Kreisen eingeschrieben, das heisst volle 12 Prozent der Gesamtbevölkerung. Es sieht also so aus, als dürfte die neue Institution zu einem weiteren erfreulichen Bindeglied im Dorf werden.

Vom dritten Jahr an läuft es mit seinen älteren Geschwistern herum und lernt ihre Wege. Mit dem zehnten Jahre fängt der Knabe an, dem Häuptling, der seine Familie schützt, zu dienen: er trägt ihm die Sandalen, die Pfeife, den Ehrenstuhl; andere Knaben schreiten vor ihm her und fächeln ihn mit Roßschweiften, dafür dürfen sie auch nachmittags, wenn er seinen Palmwein trinkt, etliche Schlücke zu sich nehmen.

Die Mädchen bleiben mehr der Mutter überlassen, doch müssen auch viele von ihnen der Königin Mutter dienen und sie auf ihren Spaziergängen begleiten. Den König umringen wohl 60 bis 70 Kinder, die ihm irgend etwas tragen, seine Börse, Schuhe, einen Fetisch oder Elephantenschwanz usw.; größer gewordenen vertraut man Trommel, Horn oder eine Flinte an; und weiß sich ein solcher «Königssklave» beliebt zu machen, so kann er zum Häuptling erhoben werden. Eine schöne Anzahl dient auch dem Weltherrn als Spione; sie verteilen sich in die Straßen, schleichen in die Häuser, belauschen und behorchen alles und statten täglich Bericht ab. Wie viele Köpfe sind schon um irgend eines unvorsichtigen Geschwätzes willen gefallen. Drei Wochen nach unserer Ankunft in Kumasi äußerte ein hoher Herr im Kreise seiner Familie, der König verwende doch zu viel Geld für seine Weiber. Unter den Kindern des Hauses befand sich aber ein Spion; der Edelmann lag schon am nächsten Tage im Block und verlor bald darauf den Kopf.

Zu unsern Schülern gehört auch der junge Scharfrichter Jaw mit der Leopardenmütze und dem um den Hals gehängten Messerpaar. Nicht sehr begabt, aber still und sanft sitzt er da; und obwohl erst vierzehnjährig, hat er doch schon, wie er selbst bekennt, mehr als einen Unglücklichen geköpft. Wie oft kauerte er nachdenklich auf der Schwelle meines Zimmers und bewegte die Worte des Evangeliums in seinem Gemüt! Ich habe ihn später nicht mehr gesehen, die Furcht vor dem König hielt ihn fern von uns.

September 1873

EIN plötzlicher Todesfall hat Palast und Stadt in große Trauer versetzt. Der zweite Kronprinz, der 16jährige Mensa Kuma, starb im Laufe des 1. September. Um vier Uhr wurde die Kunde davon veröffentlicht; vorher aber waren Königsleute auf allen Straßen um Kumasi aufgestellt worden, um die Flüchtlinge zu erwischen!

Kwabena, der gefangene Sohn des Häuptlings von Peki, der uns schon manche Nachrichten gegeben, trug uns eiligst auch diese zu mit der Warnung, doch niemand aus dem Hause zu lassen, damit er nicht in die Hände der Scharfrichter falle, die überall nach Schlachtopfern spähen.

Vor einer halben Stunde war nämlich sein Herr Kwantabisa nebst andern in den Palast gerufen worden, wo sie mit ihrem Gefolge im Rate saßen. Plötzlich kam ein Bote, der dem König etwas zuflüsterte. Majestät bückte sich, rieb die Fingerspitze am roten Boden und malte sich damit die Stirne rot. Auf dieses Zeichen stürzten alle Bedienten, klein und groß, aus Saal und Palast; auch unser Pekier tat das gleiche auf einen Wink seines Herrn, ohne zu wissen warum. Auf der Straße sah er nur, wie alles davonlief. Als er uns dies erzählte, wußte er die eigentliche Bedeutung der Schreckensnachricht noch nicht; er hatte nur an Adu Bofos Tod gedacht, der als Geheimnis da und dort herumgeflüstert wurde.

Draußen sieht man nur Leute rennen, die Hühner und Schafe fangen, ihnen den Hals abschneiden und sie wegwerfen. Schon aber waren auch Menschen unter dem Messer der Dumfo gefallen. Nun erst hörten wir, daß der Bruder des Königs gestorben sei und an seiner Totenfeier wohl 150 Menschen geopfert werden sollen. – Es dämmerte schon, als frisch geschnittene lange Baumstämme durch die Straße getragen wurden; sie sollen dazu dienen, die Opfer für den Donnerstag anzubinden.

Dem verstorbenen Jüngling müssen nicht nur manche Sklaven ins Grab folgen, deren er gar viele besaß, sondern eine Masse derer, die seit Wochen und Monaten wegen Verbrechen in Eisen schmachten; und außerdem wird von jedem bedeutenden Häuptling erwartet, daß er auch seine Gabe von Menschenleben zolle. Noch gehen viele frei herum, die unfehlbar unter das Messer der Dumfo fallen werden. 20 Tote liegen allein vor dem Palast, anderswo sah Hf. D. ihrer sieben.

4. September 1873

DER schreckliche Tag geht zu Ende. Bis gegen Mittag saß der König mit den Seinen am Nordende der Marktstraße, unter dem Baume, wo wir unsere Straßenpredigt halten; um ihn wilde Musik (Trauertanz zur Sokoda Musik) und ungeheures Geschrei; alles fastet, und

trinkt um so mehr. Dort wurden die Geschenke der Häuptlinge für die Totenfeier ausgestellt, Samt- und Seidenkleider, seidene Kopfkissen, Gold, Zieraten, Schafe und Menschen. Nachmittags erhob sich der König, um seinen Sitz auf dem Marktplatze zu nehmen, wo nun stundenlang von allen Flintenbesitzern tüchtig geschossen und zugleich – geopfert wurde. B. und K., die einen Augenblick auf die Straße hinausgingen, sahen wie sich drei Dumfo auf einen im Haufen wandelnden Zuschauer stürzten und ihm die Wangen mit dem Messer durchbohrten; sie hießen ihn aufstehen, worauf er, die Hände rückwärts zusammengebunden, wie ein Schaf zur Schlachtbank vor ihnen herlief.

Der Verstorbene hatte neben mehreren Weibern aus königlichem Geblüt auch drei von niederem Geschlecht; da nun letztere durch die Todesnachricht aufgeschreckt, sogleich entflohen, ersetzte sie der König durch vier andere Mädchen. Diese sitzen jetzt weißbemalt und goldbehängt beim Sarg, von welchem sie die Fliegen abhalten; beim Begräbnis werden sie entweder erdrosselt, oder man zerbricht ihnen das Genick. Ähnlich ergeht es sechs Ehrenknaben oder Pagen, die auch weiß bemalt und geschmückt um den Sarg hocken, der erst um Mitternacht hinausgetragen wird; seit drei Tagen wissen sie, daß sie samt den Frauen aufs Grab zu liegen kommen.

Am Freitag, dem Tag der Königsseele, darf kein Blut vergossen werden. In aller Frühe wurden die Leichname der Getöteten an den Eingang von Apetesini geschleppt, wo ihr Anblick wenigstens Fanteern Grausen einjagte. Diese, welche dem Schlachten zuschauen, erzählen von etwa 20 Menschenopfern, worunter auch zehnjährige Knaben zu sehen waren. Nun dürfen die Leute nach dreitägigem Fasten wieder zum Mahle niedersitzen. Die Stadt ist ruhiger und der König teilt Schafe an die Häuptlinge aus.

Samstag wurde die unterbrochene Feier in der Weise fortgesetzt, daß jedermann sich den Kopf rasieren ließ. Am folgenden Tag gingen die Weiber des Abends in den Palast, den König durch Tanzen zu trösten, wofür er ihnen Gold schenkte. Bei dieser Gelegenheit geriet eine Prinzessintochter in Streit und erlaubte sich, beleidigende Worte auszustoßen. Auf der Stelle befahl der König, sie hinauszuführen; und nicht nur sie verlor den Kopf, auch ein Prinz und andere Edlen fielen an diesem Tage, was

durch ganz Kumasi Schrecken verbreitete. «Was hat der König vor?» fragte man, «hat er sich nur etwas vergessen? oder will er zu verstehen geben, daß er Meister sein wolle?»

Vom 1. bis zum 8. September wurden ununterbrochen Menschen geschlachtet; denn nacheinander rückten die verschiedenen auswärtigen Häuptlinge heran und brachten ihre Opfer mit. Viele wurden auch in den Dörfern selbst enthauptet, worauf man die Köpfe in irdenen Becken hierhersandte. Der König soll selbst ein Königskind und drei Königsengel getötet haben. Noch heute liegen viele frischgetötete Leichname umher. Und wenn auch die Totenfeier vorerst beendet ist, soll doch in 40 Tagen das Morden von Neuem angehen.

Am 23. Januar 1872 erfolgte endlich die Freigabe der Gefangenen. Kurze Zeit darauf wurden die Ashanti durch die Engländer besiegt. Diese drangen in die Hauptstadt ein und brannten sie nieder. Der König mußte sich mit 60 Frauen und 500 Sklaven in ein fernes Dorf ins Privatleben zurückziehen. Neun Jahre später ist er übrigens mit einem Elefantenzahn ermordet worden.

Ramseyer fuhr inzwischen mit seiner Frau zur notwendig gewordenen Erholung in die Heimat, um jedoch bereits ein Jahr später erneut nach der Goldküste zu reisen. Nicht mehr als Gefangener, sondern als Pionier kam er jetzt zu den gleichen Ashanti, die ihn so schlecht behandelt hatten. Da er aber beim Volk eigentlich sehr beliebt gewesen war, nahmen sie ihn freundlich auf. Unweit von Kumasi, wo das Missionsehepaar so viel hatte leiden müssen, gründete Ramseyer eine Missionsstation, der später noch viele andere folgten.

Mit 68 Jahren erlebte der unentwegte Missionsmann die Krönung seiner Arbeit: am 17. Juni 1908 wurde in Kumasi, das inzwischen zu einem militärischen Stützpunkt der englischen Kolonialregierung geworden war, die große Ebenezerkirche eingeweiht.

Vierundvierzig Jahre lang hat Ramseyer sein Bestes für Afrika hingegeben. Im August 1915 starb er fünfundsiebzigjährig. Ein großer, wenn auch vergessener Sohn seiner Heimat, ein großer, aber in den Annalen der Basler Mission unvergessener Held seiner Gottesliebe.